

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 30

Artikel: Im Abendfrieden
Autor: Wüterich-Muralt, Emma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641085>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

liegt, zu entfliehen. Lieber heimatlos und dem Hunger ausgeliefert, als sich selbst aufzugeben! Wir haben in der Schweiz keinen Maßstab, um die Empfindungen und Leiden solcher Heimatlosen zu bewerten. Wir müßten in unserer Geschichte um Jahrhunderte, in die Zeit der Glaubensverfolgungen, zurückgreifen, um einen solchen zu finden.

Oder wir lesen mit tiefstem Unbehagen, wie in dem hochkultivierten Finnland, das wir als politisch konsolidiert erachteten, plötzlich eine politische Oppositionsgruppe nach dem Willen einer andern Partei und unter Umgehung des verfassungsmäßigen Weges als außer Recht und Gesetz stehend erklärt wird und entehrende Gewaltanwendungen über sich ergehen lassen muß. Auch wenn wir die besonderen finnischen Verhältnisse — die Nähe des bolschewistischen Rußlands und die Verdienste der Lappo-Leute um die finnische Unabhängigkeit — in Anrechnung bringen, können wir vom Schweizerstandpunkt aus solche politische Methoden nicht gut heißen.

Nie würden wir Schweizer zugeben, daß zugunsten einer Partei die Freiheit des Glaubens, der Presse, das Vereins- und Versammlungsrecht und wie die Mittel und Wege der freien Gesinnungsbildung und -äußerung heißen, unterdrückt würden. Denn wir betrachten diese Bürgerrechte als die stärksten Pfeiler unseres demokratischen Staates, der ja ein Sozialstaat sein will mit dem Glück der größtmöglichen Menge als Ziel. Daß zu diesem Glück in erster Linie die politische Freiheit jedes Einzelnen gehört, das dokumentiert ja schon der Bund von 1291, dem wir unsern Nationaltag verdanken.

* * *

Doch wir würden mit Recht eines lächerlichen und chauvinistischen Optimismus' verdächtigt, wollten wir nur Licht- und nicht auch Schattenseiten sehen an unserem Schweizertum. In wirtschaftlicher Beziehung haben wir jedenfalls unser Staatsziel noch lange nicht erreicht. Noch stehen große Teile unseres Volkes unverdienterweise in schweren Existenzsorgen. Noch ist die Sozialversicherung nicht endgültig unter Dach, die die Alten und Invaliden, die Witwen und Waisen vor Not und Armengendigkeit schützen soll. Noch wissen wir keinen Weg, um der schwerringenden Bauernschaft und der von der Absatzkrise getroffenen Industrien dauernd zu helfen. Die vorgeschlagenen und gewährten Beihilfen für die Landwirtschaft, die Preisgarantien für Getreide, Obst und Milch stützen nur die Güterpreise und fließen zur Hauptsache in die Taschen der Grundrentner. Da helfen nur durchgreifende Maßregeln. Als eine solche verdient Beachtung der Vorschlag, den Schuldenbauern von Staates wegen billige Darlehen zukommen zu lassen gegen Titel auf den Hof, die bei Handänderungen automatisch verfallen. Solcherweise könnte die billige Hypothek nicht den Preis des Gutes steigern, sondern käme restlos dem Schuldenbäuerlein zugute. Ganz unbegreiflich ist die kurzfristige Schutzollpolitik des Schweizerischen Bauernbundes, die dem Lande in doppelter Hinsicht schadet: sie provoziert Zollerhöhungen des Auslandes gegenüber unserer Exportindustrie und bewirkt dadurch die Schädigung desjenigen Volksteiles, der doch wieder der beste Abnehmer der landwirtschaftlichen Produkte ist und der nun die hohen Preise nicht mehr zahlen kann. Die Bauernführer scheinen von allen guten Geistern verlassen zu sein, wenn sie sogar übernationale Aktionen wie Briands Paneuropa-Bestrebung mit ihren hinterwäldlerischen Wirtschaftspostulaten hemmen wollen. In das gleiche Kapitel der Unbegreiflichkeiten gehört die hartnäckige Weigerung unserer nationalen Geldverwaltung, sich prinzipiell und offiziell für die Preis- und damit Geldwertstabilisierung als einer wirtschaftlichen Notwendigkeit auszusprechen; dies, obschon die theoretischen und praktischen Bedenken dagegen längst durch die Tatsachen und Erfahrungen widerlegt sind. Wer die schweizerischen Wirtschaftsprobleme mit überparteilichem Interesse verfolgt, weiß übrigens, daß keine einzige unserer politischen Parteien den

Mut aufbringen würde, ihre traditionelle Doktrin zugunsten einer neuen aufzugeben, auch wenn deren Ueberlegenheit offen zu Tage läge. Das ist kleinliche Prestige- und Parteipolitik, die sich, im Lichte der Ersten-Augustfeuer befehen, ganz und gar unschweizerisch ausmacht. Denn wer im Hinblick auf die außerpolitischen Notwendigkeiten im Herzen mitschwört:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr...“

und wer weiter sich bewußt ist, daß es um kostbarstes Schweizergut geht, wenn Schillers Eidgenossen sich geloben:

„Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben...“

dem muß der wahre Sinn des 1. August, unseres Tages der Selbstschau, aufgehen: Schweizer sein das heißt, seine eigenen persönlichen Interessen an das höhere des Schweizervolkes anhängen. Und weil die Schweiz als Staat höchste Menschengüter schützt, weil sie in ihren Grundprinzipien den nationalen Frieden verkörpert, so darf der Schweizer im frohen Bewußtsein seines unvoreingenommenen Weltbürgertums sich seines Schweizertums freuen. H. B.

Ich möchte wandern . . .

Ich möchte wandern durch der Wüste Sand
Wo die Kamele ziehen, schwerbeladen,
Ich möchte ruhn am fernen Meeresstrand,
Im Gischt der Brandung meine Glieder baden.
Im Dickicht dunklen Urwalds möcht' ich sein,
Wo Königstiger, Leoparden hausen,
Möcht' steigen, einsam, bei Laternenschein,
Durch tiefer Klüfte nachterfülltes Grausen.
Auf Pferdesrüden möcht' ich ohne Raft
Der öden Steppen weit Gefild durchjagen,
Möcht' fahren in der Mittagssonne Glast
Zum Erntefest auf schwerem Bauernwagen.
Auf höchstem Bergesgipfel möcht' ich stehn,
Weltfern, umbraut von frischen Gletscherlüften,
Möcht' unter Palmen und Zypressen gehn,
In Gärten wandeln unter Rosendüften.
Im Ruderboot möcht' ich auf wildem Strom
Pfeilschnell an Wald und Schlucht vorübergleiten,
Möcht' früh am Morgen durch den hehren Dom,
Durch ernste, stille Klostergänge schreiten.
Möcht' ziehn durch des Polareis' kalte Pracht,
Auf Schlitten schnell dem Nordpol kühn entgegen.
Möcht' gehn durch fernste Inseln, unbewacht,
Einsam auf stillen, nie betret'nen Wegen.
Möcht' in der Weltstadt brausendem Gewühl
Ein Fremdling, unerkant hinuntertauchen,
Möchte im Lagerzelt, als Jäger kühl
Mit Wilden stumm die Friedenspeife rauchen.
Möcht' wandern, immer wandern, manch' ein Jahr,
Von Land zu Land, stets neue Wunder sehen...
Doch würd' einst schwach der Leib und weiß das Haar,
Möcht' ich nach Haus, in meine Heimat gehen!

D. Braun.

Im Abendfrieden.

Von Emma Wüterich-Muralt.

Es ist ein Bild, das ans Herz greift, wenn sie zusammen durch die Strake humpeln, der Großvater mit den weißen Haaren und das Buebli mit dem weißen Gesichtchen. Fürsorglich halten sie sich aneinander und den freien Arm stützt jeder auf einen Stock, der Großvater, weil er nicht mehr genug, und das Buebli, weil es noch nicht genug Kraft hat, allein zu gehen. Erst wenn die Glocke vom Kirchturm die fünfte Abendstunde verkündet, kommen die beiden aus dem Hause; sie müssen warten auf

die schmale Portion Geismilch, die ihnen zukommt, denn nachher gibt's nichts mehr und Hunger tut weh, besonders wenn der Schmerz den Schlaf verſcheucht und die Nacht nicht enden will. Wenn es regnet, dann bleiben ſie in ihrer dürftigen Kammer, plaudern zuſammen und ſtaunen ins Freie. Manchmal mag das Buebli nicht aufſtehen; da rückt denn der Großvater ſein Bett ans Fenſter, damit es den Himmel ſehen kann. Aber ſobald die Sonne kommt, leidet es die zwei nicht mehr unter dem Dache; da ziehen ſie miteinander den lieben alten Weg den kleinen Hügel hinauf, und beim Bänklein unter der Eiche am Waldesrand machen ſie Halt. Scheu ſtehen die, die ſich hier zur Ruhe geſetzt, auf und machen den beiden Plaß. Beſonders die Kinder ſpringen ſchnell beiſeite und ſagen etwa: „Siß du, Adolf, die Bank gehört dir!“ oder: „Nehmt ihr Plaß, ihr ſeid müde und wir nicht.“

Und da ſißen ſie denn und laſſen ihre Blicke über das herrliche Landſchaftsbild gleiten, das ſich vor ihnen ausbreitet. Oft geht es lange, bis einer von ihnen etwas ſpricht, ſie müſſen ſich zuerſt erholen von den Beſchwerden, die das Gehen verurſacht. Gewöhnlich iſt es das Buebli, das das Schweigen bricht. Es hat einen offenen, empfänglichen Sinn für die Natur und jede, auch die kleinſte Einzelheit darin, erregt ſeine lebhaftige Teilnahme.

„O Großvater, ſieh wie die Berge glühen, dort, dort, das Kreuz an der Jungfrau, o wie schön, wie schön! — Schau, ums Stockhorn legt ſich ein Nebel — ſie heuen im Talgut, über Gerzensee ſteht eine Wolkenwand — die Birnbäume haben schön angeſetzt, der Hans in der Herrſchmatt dengelt wieder“ — ſo geht das oft in einem fort, daß der Großvater gerade genug zu tun hat mit horchen und ſchauen.

Heute iſt es aber etwas anderes als die Natur, das den Kleinen beſchäftigt; mit halblauter Stimme beginnt er: „Dieſen Morgen hat es der Vater wieder gelagt!“

„Was denn, Buebli?“

„Ach du weißt ſchon was, Großvater, wenn er nur uns beide bald los wäre.“

Der Alte antwortet nicht, ſeine rotgeränderten Augen ſtarren ausdruckslos ins Weite.

„Weißt, der Herr Doktor war bei ihm, um die Kleidung zu bezahlen; da hat ihn der Vater gefragt, was er meine wegen uns. Der Herr Doktor antwortete, du könnſt noch viele Jahre leben trotz der Gliederſucht, denn du ha-beſt eine zähe Natur; aber mir traue er nicht viel mehr zu, mein letztes gutes Blutströpflein ſei bald verbraucht. Ja, das habe ich gehört, Großvater: ich ſaß auf dem Bänklein hinter dem Ofen. Als der Herr Doktor fort war, ſagte der Vater zum Geſellen: „Wenn ſie doch nicht mehr gelunden können, wär's ein Glück, ſie bald los zu ſein, denn zwei, die eſſen und nichts verdienen, iſt eine ſchwere Laſt für einen armen Schneider, die Marie, die mir konnte ſchaffen helfen, die hat richtig ſterben müſſen!“

Die Marie hat ſterben „dürfen“, willig und ohne Klagen iſt ſie aus der Welt geſchieden und hätte ſie den alten Vater und das ſchwache Buebli mitnehmen können, dann würde ſie den Tod, der ſie von der Seite des geizigen mürrischen Mannes erlöſte, mit Jubelfreuden begrüßt haben.

„Sei nicht traurig, Großvater“, bittet das Kind, „gelt, ich hätt' dir's lieber nicht ſagen ſollen?“

„Iſt mir ja nichts Neues, hab's ſelbſt ſchon gehört.“

„So wollen wir jezt von etwas anderm reden, gelt du?“

Der Großvater nickt zuſtimmend, aber es fällt ihnen nicht gleich etwas ein. Das Buebli ſchaut ſich nach allen Richtungen um, endlich bleibt ſein Blick an einer beſtimmten Stelle haften.

„Du, Großvater“, beginnt es, „heut wollt' ich wieder einmal, ich wäre nicht ich!“

„Wer möchtest denn ſein?“

„Dorthin ſchau! Der dort möcht ich ſein, der Hüterlobi“, und er deutet auf den Buben, der fröhlich auf

einem Stein ſteht und ſeinen Geißen vorjodelt; „o das wär' schön“; ſeine Augen glänzen in Sehnsucht.

„Ja freilich wär' das schön, Buebli“, pflichtet der Großvater eifrig bei.

„Aber weißt“, fährt es fort, „wenn ich der geſunde, luſtige Geißbueh wäre, dann dürfteſt du auch nicht der lahme Großvater ſein, denn ich möchte nicht ſo langſam laufen und forſpringen auch nicht, denn da würdeſt du traurig. Wer könnteſt du wohl ſein?“

Beide denken darüber nach; da eilt der Briefträger durch den Wiefenpfad und mit einem kühnen Sprunge ſetzt er über den Bach.

„Ich hab's, ich hab's, Großvater, der Briefträger könnteſt du ſein!“

„Ja erſt noch, du haſt recht“, meint der Großvater lächelnd.

Das Buebli iſt aber noch nicht ganz im Reinen mit ſeiner Idee. Es möchte ſagen, in geiſtiger Beziehung und im Antliß dürfte ſich der Großvater nicht verändern. Aber es kann nicht die rechten Worte finden und ſo drückt es ſich einfach aus:

„Nur die Beine dürfteſt du vom Briefträger haben, ſonſt mühteſt du ganz der gleiche bleiben!“

„O Buebli, kannſt mich dir vorſtellen mit meinem runzligen Geſicht und meinen ſchneeweißen Haaren, wie ich über den Bach hüpfte, oder Trepp' auf, Trepp' ab eile in ein paar Säßen, oder mich beim Müller über die Mauer ſchwinge?“

Nun laſchen die beiden, daß dem Großvater ſeine Augen ganz klein werden und das Buebli endlich, halb in Luſt, halb in Schmerz, ausruft:

„Hör auf, hör auf, Großvater, mir tut alles weh!“ Es geht noch lange, bis ſie ſich erholt haben von ihrem Gelächter.

„Es wird bald Zeit ſein, heimzugeh'n; komm Buebli, wir ſingen noch „unſer“ Lied.“

Andächtig falten ſie die Hände und ihre dünnen Stimmen tönen hinaus in den dämmernden Abendfrieden:

„Nimm Jeſu, meine Hände

Und führe mich!

Bis an mein ſelig Ende

Und ewiglich.

Ich kann allein nicht gehen,

Nicht einen Schritt;

Wo du wirſt gehn und ſtehen,

Da nimm mich mit!“

„Gelt, das Lied iſt für uns zwei gemacht?“ fragte einſt das Buebli, als die Sonntagſchulkinder es ihm vorſingen mußten, bis es im Gedächtnis blieb.

„Wird ſchon ſo ſein“, antwortete damals der Großvater und ſeither nennen ſie es „unſer“ Lied.

Und nun erheben ſie ſich langſam und ächzend von der Bank. Das Buebli verneigt ſich nach allen Seiten, indem es ſagt: „Adie Stockhorn, adie alle Berge, adie Eiche, Blumen, Aare, Bänkli, alle miteinander, ſchlaft wohl, lebt wohl, auf Wiederſehn!“ und bei jedem Knix zieht es höflich das Käpplein ab.

„Wie luſtig du heute biſt, Buebli, ſagt der Großvater und wiſcht verſtohlen mit der Hand die naſſen Augen ab, dabei denkend, wie viel fröhlicher es noch ſein würde, wäre ihm Geſundheit beſchieden. (Schluß folgt.)

Die Geſchichte von Eva Gulbins Liebe.

Erzählt von S. Keller.

7

Aber faſt wäre es doch wieder dazu gekommen. Es war, als Marielies für kurze Zeit weggerufen wurde und Eva und Lukas allein blieben.

„Eva“, ſagte Lukas ſchnell und leiſe, „weißt du, warum ich ſo ſchnell heiraten muß? Weil ich ſonſt mehr als gut iſt